

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Der Sportlöwe.

Von Curt Seibert.

Es war am Verzweifeln mit ihm, darüber waren sich alle Gäste des Winterkurortes Kaltamben einig. Während sämtliche Gasthäuser und Pensionen darauf bedacht waren, gute Sportleute zu beherbergen und bei den verchiedenen Wettbewerben möglichst viele Sieger zu stellen, blamierte Herr Morgenglanz das Hotel Ascania in jeder Weise. Anfangs hatte man ihn gewähren lassen, dachte er auf der Kugelbahn gegen Laubbäume fahren, mochte er auf dem Eise sich an einem Kinderkutschchen festhalten, da er allein nicht mit Schlittschuhen fahren konnte, mochte er mit seinen Skiern in Konflikt geraten, daß er die Beine mehr den Himmel als zur Erde streckte, was ging das die anderen an? Aber dann erwachte der Ehrgeiz. Beim Tanzen und auf der Eiskunstlaufbahn erzählte man sich von den Leistungen der Meister, man war stolz darauf mit einem von ihnen im selben Hause zu wohnen, es begann eine gewisse Rivalität zwischen den einzelnen Hotels. Und das mußten die Leute am Ascania einsehen, daß es ihnen nicht zur Ehre gereichte, ausgerechnet den schlechtesten Sportmann ihr Eigen zu nennen.

Man beauftragte daher einige Herren, an Herrn Morgenglanz heranzutreten und ihm wohlwollend zu erklären, man sei bereit, ihm in jeder Weise entgegenzukommen, ihm sogar bei dem nächsten Tanztournee den dritten Preis zu geben, falls er sich vom aktiven Wintersport zurückziehe. Der aber lehnte das Anerbieten sehr höflich aber ebenso entschieden ab. Inoffiziell seine Hauskutschke über und begab sich auf die Eisbahn.

Die Mission war scheitert, die Stimmung schlug um. Etwas mußte geschehen, zwingen konnte man ihn nicht, also mußte man ihm helfen. Zwei Herren wurden ausgesucht, die dieses immerhin nicht ganz leichte Amt übernehmen sollten.

Gleich am nächsten Morgen ging es los. Herr Morgenglanz hatte sich diesmal die Kugelbahn ausgesucht, auf der er sich ausübte. Er bekam einen tödlichen Schlitten für drei Personen, jedoch füllten seine 400 Pfund bequem das ganze Gestell. Als die Herren, die ihm Unterricht geben wollten, am Start erschienen, lautete er gerade los. Der Schlitten bekam bei seinem Gewicht schnell Höchstgeschwindigkeit. Man sah seine kurzen Beine hilflos rechts und links bremsen und steuern, dann schob er an der ersten Kurve über die Böschung und verlor. Aber diese erste Biegung war er noch nie hinausgekommen, obwohl er schon einundfünfzigmal die Stange fuhr. Als er nach einer halben Stunde wieder oben erschien, schauend wie ein Walroh, weiß und rot wie Krebs mit Salalage, befragten ihn die Herren. Sie lobten seinen Mut und seine Ausdauer und hielten sich ihm zur Verfügung. Morgenglanz nahm an. Die nächsten einen Schubschiff für sechs Personen. Der Schlitten füllte der Dide, Streuer und Bernie übernahmen die Herren. Schließend ging der Bob auf die Reise und jagte mit einer Geschwindigkeit, die jeden D-Jug neidisch gemacht hätte, die Bahn hinab. Bereits lange vor der ersten Kurve mußten die beiden Herren, daß Herr Morgenglanz ganz loslassen Bewegung machte, die sich in der Eile natürlich nicht mehr korrigieren ließen. In der Biegung lenkte sich der Dide weit nach rechts statt nach links, und hebelte sich über die Böschung in den Christbaum, daß die Funken flogen.

„Das kann ich auch ohne Beileitung“, meinte Herr Morgenglanz, als er sich erhob und verschiedene Teile abschaltete, ob er sich auch kein Leid getan.

Dann half er den beiden anderen, die unter ihn zu liegen gekommen und daher meistert im Schnee verankert waren, auf die Beine. Darauf erklärte Herr Morgenglanz, daß er von der Kugelbahn genug habe und keine Bahn mehr betreten wolle. Darob waren die Herren derart enttäuscht, daß sie sich von dem Diden zu einem Schnaps einladen ließen, der die ganze Nacht dauerte und in dessen Verlauf die Brüderlichkeit tranken.

Zum Erkennen aller befandete Herr Morgenglanz am anderen Tage. Er fuhr zu fahren. Vernebens, ihm das abzusehen zu wollen. Er schnallte mit dem Mut der Versuchung die langen Bretter unter die Beine und begab sich auf die hinter dem Hotel gelegene Schiesswiese, die oben durch einen Wald, unten durch einen Gartenzaun begrenzt wurde.

„Ich will den Telemarkschuß versuchen“, sagte der Dide und stieg ab.

Die Herren bekamen einen tödlichen Schreck und sausten hinterher um ihn einzubolen. Aber seine vier Zentner waren schneller. Er bockte ein paar mal hin und her, hob das rechte Bein wippend in die Luft und fuhr mit großem Krach durch den Zaun in den Garten, wo er sich auf ein Rollenbrett setzte. Die Bretter waren in tausend Stücke gegangen.

„Wenn das Telemarkschießen hätte! Gottseidank, daß er tot ist“, freuten die Herren, als sie den Koloß durch das Loch im Zaun und dann den Berg hinausschleppen.

Dort nahmen sie ihn in die Mitte, was immerhin nicht ganz leicht war.

„Sie dürfen die Beine nicht zu früh heben und nicht immer abheben, wenn Sie bergab fahren“, belehrte man ihn. Wenn Sie, statt zu senken, immer mit den Beinen nach auswärts fahren, müssen Sie ja fallen. Haben Sie verstanden?“

Morgenglanz lächelte, das Trio jauchte ab. Zuerst ging's aus. Man machte Schwenkungen und Bogen, man hatte sich umgesehen und sah einen erhabenen Anblick. Je mehr sie zum Ende der Piste kamen, desto unruhiger fuhr der Dide. Er klammerte sich mit seinem ganzen Gewicht an seine Reithilfen, deren Arme sofort abfielen, seine Beine klammerten ein, er schlang die kurzen Stempel hin und her. Nichts, freuten sich seine Skier, er trat auf die seines Nachbarn. Ein Fluß durch die Luft, ein Flug in den Schnee, dann sah man sechs Holzstangen zum Himmel ragen. Der eine war auf das Gerätehäuschen geflogen, der andere lag mit dem Leib auf der kalten Spitze des Springbrunnens. Der Dide war verschwunden.

„Mutti! Ein Wallwisch“, rief ein kleines Mädchen und zeigte auf eine schwarze Masse im Schnee.

„Nein, das ist der Bauch von Herrn Morgenglanz“, sagte die Dide.

Der Erfolg der Skifahrt aber war, daß Herr Morgenglanz beschloß, keine solchen Touren mehr zu unternehmen, worüber man sich im Hotel Ascania sehr freute. Nach aber ließ die Piste als Tummelplatz übrig, und richtig sah man ihn am anderen Morgen mit seinem Kinderkutschchen und den Schlittschuhen durch den See wandern. Wieder gelang es von zwei Seiten Hilfeleistung, aber es wollte diesmal nicht klappen. Der Dide war nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt weit das Gleichgewicht zu behalten, und gegen den Wind und selbst die härtesten Muskeleinmachos. Sie schoben ihn unter, es war nichts zu machen. Die Bilder, die dabei entstanden, waren mehr als grotesk. Mit vollkommen veränderten Gliedern blieben sie schließlich ermattet auf dem Eise liegen. Das Fleisch hatte geleeigt.

Da plötzlich sah Herr Morgenglanz ein seltsames Ding über Eis kommen.

„Das ist ein Segelschlitten“, wurde ihm erklärt.

Sofort sprang er auf das müße er kennen lernen. Den Herren kränkelte sich die Haare. Man warnte ihn, es sei eine gefährliche Sache, nur für Kenner und alte Frachleute. Aber er wollte nicht hören und mietete den Schlitten für eine Stunde. Die Herren waren nicht mehr in der Lage, Hilfeleistung zu geben, und wünschten, das Fahrzeug möge mit ihm in alle Fernen fahren und nicht mehr zurückkommen. Als er den Schlitten bestieg, sprachen sie ein dementsprechendes Gebet.

Herr Morgenglanz zog die Segel hoch und fuhr eine Strecke mit dem Wind, dann freute er einige Male hin und her, daß den Herren der Mund offen blieb. Der konnte ja ganz ausgezeichnet sein.

Aber dann passierte das Unglück. Natürlich, es mußte ja so kommen. Bei einem Versuch, wieder den Wind in den Rücken zu bekommen, fiel er aus dem Gebälk, blieb an einem Tau hängen und wurde von dem in tollen Sprüngen umherfahrenden Schlitten hinterhergeschleift. Das Ufer war schwarz von Menschen, die schauernd zusahen. Frauen kreischten Kinder schreuten. Auf dem Eise aber stand ein Mann, der sich nicht entblödete, in seiner Gefühlsregung die Schleifstange auch noch zu filmen! Schon wollte man ihn daran hindern, als das Tau sich löste, der Schlitten an Land fuhr und Morgenglanz allein auf weiter Flur liegen blieb.

Man atmete auf. Hoffentlich war er nicht tot!

Doch der erhob sich leicht — er hatte immer noch seine Schlittschuhe an — und kam in eleganten Bogen herangefahren. Ein paar kurze Pirouetten, dann hielt er vor den erschauerten Lehmstern.

„Nichtschonst du kannst ja ganz ausgezeichnet Schlittschuh laufen?“ befragte schließlich der eine den Mund auf.

„Kann ich auch“, sagte Morgenglanz. „Ich bin überhaupt ein sehr geübter Sportmann. Und ich danke Euch, daß Ihr mir zu einigen hübschen Bildern verholfen habt. Ich brauche nämlich noch ein paar Szenen zu meiner Film-„Karriere in der Winterfrische!“

Der billigste Esel.

Von Dorothea G. Schumacher.

Einem alten Türken war der Esel fortgelaufen und in seiner Verzweiflung rief er: „Bei Allah, ich würde den Esel für drei Pfalter hergeben, wenn ich ihn wiederfände!“

Dann aber fand der Alte keinen Esel wirklich und es fränkte ihn, daß er bei Allah geschworen hatte, ihn für drei Pfalter herzugeben. Da kam ihm ein rettender Einfall: er band seine Kasse mit dem Esel zusammen und rief, auf dem Balat auf, und abgehend:

„Die Kasse für 97 Pfalter, den Esel für 3 Pfalter — aber beide werden mir zusammen abgegeben!“ — Wer kauft?“

Auf der Brücke.

Von Ernst Zacharias.

Der Tod war zufrieden, denn sein Geschäft ging gut. Er hatte es wie ein gut geführter Kaufmann nicht mehr nötig, den Kunden nachzuschauen, sie kamen zu ihm.

In dieser behaglichen Stimmung leistete er sich in letzter Zeit öfter das Vergnügen, als stiller Beobachter jene Orte aufzusuchen, von denen ihm besonders guter Zupruch wurde. Zu diesen Sprungbrettern ins Jenseits gehörte die sogenannte „Selbstmörderbrücke“, die in hübschem Bogen den reißenden Strom überbrannte.

Beschaulich lehnte der Senfmann am Geländer. Wie groß aber wurde sein Erstaunen, als er den Schöpfer der Brücke, den Ingenieur Hugo Hasermann, müden Schrittes dahertreten sah.

Er wird doch nicht etwa — — ?

Ja, er wollte! Einen Augenblick sah er noch zu saubern. Einmal noch umhakte er mit einem Abschiedsblitz sein hohes Werk, die Brücke. Dann schlang er sich aufs Geländer und —

„Halt! junger Mann!“

Der Tod war's, der gerufen hatte. Er hatte heute ganz besonders gute Laune, und da sollte es schließlich nicht so genau darauf ankommen, wenn sein Geschäft einen kleinen Schaden erlitt. Er konnte es sich leisten, und der junge Mensch tat ihm leid.

Schauernd und bis ins Mark erfaltet von der Berührung des Senfmannes, flatterte der Ingenieur herab. Entsetzt sah er dem Tod ins Auge, und nur allmählich konnte er sich beruhigen.

„Nur nicht so hümmlich, mein Freund! Sie hat den anderen vorgezogen? Nun, ich muß meinen Schmerz würdigen, denn du hast sie sehr lieb gehabt. Doch kann ich dir den Vorwurf nicht ersparen, daß du jetzt wie ein grüner, dummer Junge handelst. Weißt du nicht mehr, welche Pläne und Gefühle Kopf und Herz erfüllten, als du an dieser Stelle vor einem Jahr mitten im frohen Schaffen standest? Damals gab es für dich noch etwas anderes auf der Welt als das Weib. Und halt du den großen Auftrag versehen, der deine Kräfte forderte? Und mußt ich dich gar an deine alte Mutter erinnern?“

Da war's um Hasermann geschehen. Fluchtartig verließ er die Brücke, ohne auch nur einmal den Kopf zu wenden.

„Ein Pastor hätte es nicht besser machen können!“ brummte Freund Hein zufrieden. — — —

Weiß der Rudolf, was in diese Menschen gefahren ist, daß sie so jäh am Leben festhalten. So weit ich unterrichtet bin, hat die Gesellschaft heuer noch weniger zu beklagen als vor einem Jahre, und trotzdem — —! Da soll der Teufel kaskulieren! Jedenfalls steht es mit meiner Bilanz ziemlich traurig aus! Wenn ich alter Esel daran denke, als ich noch vor wenigen Monaten die Todeslandkarten von den Brückengeldern zurück ins Leben holte, so könnte ich mich noch heute prügeln! „Allo murte der Tod, denn das Geschäft ging schlecht. Er kam an einer Brücke vorbei, an welcher gebaut wurde.“

„Hallo, das ist ja mein Freund, der Ingenieur! Wollen doch mal anfragen!“ Der Tod eilte auf die Brücke.

„Guter Freund! Du weißt doch, daß sie heute Hochzeit feiert mit dem — anderen! Und halt du nicht getrennt deine Mutter befragen? Sieh nur einmal nach unten! Eine hübsche Tüte, nicht wahr? Deine neue Brücke ist vielleicht noch höher als die alte, und dieser Strom noch reißender als jener, du erinnerst dich doch? Nun, wie war's?“

Der Ingenieur sah in die Tiefe. Ein Schwindelgefühl wollte ihn überfallen. Sofort aber schüttelte er es ab. Hell und klar blickten die Augen umher. Voller Stolz umfahen sie sein neues Werk, die Brücke.

„Jetzt soll sie stehen!“ Wie ein Schwur klang das Wort. Verdutzt lehnte der Tod am Geländer.

Hans Kaspars Enkel.

Von Paul Witte (Sambura).

Auf dem uralten, verwilderten, wunderbar romantischen und melancholisch traumatischen Friedhöfen eines wohlverlesenen Städtchens lag einmal folgende Grabstätte auf einem halbverfallenen Stein:

Hier ruht Hans Kaspar Grobian.

Ein Klotz, wie's einen geben kann!

Tag er nicht ohne Gut im Grab.

Er sah ihn selbst vor Gott nicht ab.

Hans Kaspar ist also seit über hundert Jahren tot. Aber er hatte eine sehr große Familie, und wer behaupten wollte, daß heute keine Nachkommen ausgehoben seien, war der sagt, der ist tatsächlich ein Esel — so würde der Kladderadatsch-Edenlieber Kante sprechen.

Knapp spät abends bestieg ich eine Straßenbahn. Ich wollte mir nach einem Konzert eine Zigarre anzünden, bemerkte aber, daß ich kein Feuer bei mir hatte. Neben mir auf dem Hinterrücken stand ein stattlicher, würdig aussehender älterer Herr mit weißem Schnurrbart, der seine Zigarre mit höflichem Bedauern rauchte. Ich wandte mich an ihn mit der Bitte, mir Feuer zu überlassen. Zunächst tat er so, als höre er meine Frage nicht. Als ich sie dann wiederholte, entglitten seinen Lippen folgende Worte:

„Ich habe mein Feuer für mich. Wenn Sie Feuer haben wollen, nehmen Sie ein Streichholz!“

Einen Augenblick war ich starr. Aber nur einen Augenblick. Dann sprang mir die Frage von Goethes Mephisto auf die Zunge: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie groß du bist?“ Doch die wäre hier wohl am Orte gewesen. Was wüßte dieser Enkel Hans Kaspars von Goethe! Und ich unterdrückte das Jota rechtzeitig. Blitzschnell fiel mir ein anderes Goethewort ein:

„Denn wirkten Große nicht auch im Lande.“

Wie kamen seine für sich ausstehende?

Wohl nützt man mit seiner Seide keinen groben Sack. Trotzdem äußerte ich in aller Ruhe: „Wenn ich ein Streichholz hätte, würde ich Sie nicht darum bitten. Abgesehen — schließlich lebenswürdig von Ihnen.“

Der weiße Schnurrbart reagierte nicht darauf und behielt seine Unerschütterlichkeit bei, bis er den Wagen verließ. Er hatte aber noch wahrnehmen müssen, daß mir sowohl der Schaffner wie ein Invalide unmittelbar nach seinen Worten bereitwillig ihre Zündholsschächtelchen dargeboten hatten. Der Schaffner hatte verwundert den Kopf geschüttelt und der Invalide hatte geäußert: „Man sollte so was nicht für möglich halten.“

O doch, so etwas ist möglich — in mancher deutschen Großstadt.

In der schwäbischen Universitätsstadt Tübingen gibt es eine besondere Gesellschaftsklasse, die die „Goagen“ (zwei- bis vierstellige) genannt werden. Es sind uralt eingeborene Kleinbürger, wie man meint, festlicher Abstammung inmitten ferndeutscher Bevölkerung. Diese Leute zeichnen sich durch eine in ganz Süddeutschland irrtümliche Grabbeistattung aus. In ihrer Kennzeichnung erzählt man sich dort, daß einst ein norddeutscher Student auf die Frage an einen in einem Weinberg seine Wette schmachenden Goagen: „Kann ich von Ihnen Feuer bekommen, ja?“ die gewichtig bedachtene Antwort erhielt: „Nicht (erst) wann ich ja sag!“

Aber war diese Bemerkung nicht noch sehr erheblich höher, als die schroffe Abweisung, die ich von dem Hamburger Bürger erhielt?

Wenige Tage nach diesem Straßenbahnereignis fand ich in einer Buchhandlung einen Bad Bücher unter dem Arm. Der Raum ist nur eng, und ich nahm fast den ganzen hinteren Teil des langen, aber schmalen Ganges ein. Plötzlich drängt mich jemand ohne ein Wort zu sagen, beiseite, um an mir vorüber ins Nebenzimmer zu gehen, wo er mit dem Inhaber der Buchhandlung persönlich spricht und gleich darauf zurückkehrt. Ich sehe mir den Menschen an. Es ist ein elegant gekleideter Herr mit grauem Zwieselbart und einem Jolinder in der Rechten. Auch er trägt eine gewisse Würde zur Schau.

Aber ist nicht Würde mit Unmanier Unfug? Ist nicht Unhöflichkeit die Genossin der Niedrigkeit? Nur allzu viele verwechseln Höflichkeit mit übertriebener Höflichkeit und rückwärtslose Anart mit Männerstolz und Männerwürde.

Bei den Unterbehörden nennt man's: kurz angebunden, bei den Geistlichen heißer Jörn, in Parlamenten und bei Assistenten Schärfe, in Gesellschaft Grabschiff oder Offenheit, bei der Vollzeit Energie, bei Schaffnern Dienstfertigkeit — im gewöhnlichen Leben aber Tusch und ruck — Grobheit.

Gewiß lag ein alter deutscher Spruch sehr richtig: „Zu höflich wird tödlich.“ Und in Goethes „Faust“ heißt es einmal: „Im Deutschen hat man, wenn man höflich ist.“ Aber es ist auch eine uralte Wahrheit: Je vornehmer einer ist, desto höflicher ist er zu Fremden. Nur allzu viele betrachten die Höflichkeit wie einen Salonrock, den man nur anlegt, wenn man zu einer geladenen Gesellschaft geht.

Seide Entschönte Hans Kaspars, die mich veranlaßten, dies niederschreiben, machten durchaus den Eindruck von Männern, die im Besitz einer namhaften Anzahl von Staatspapieren sich befinden. Aber ist die Höflichkeit nicht auch ein Staatspapier? Ein Staatspapier der Gerechtigkeit und Weisheit, das auch Zinsen trägt? Freilich, die alten Gebrüder Pfleger haben sie nicht mehr nötig; deren Schächeln ist längst im Trocknen. Aber wenn sie es unterlassen, ihre Kinder und Kindeskiner mit dieser Art von Staatspapieren zu versehen, so dürfte denen der Mangel an den daraus sich ergebenden Zinsen auf der Stufenleiter ihres Lebens oft teuer zu stehen kommen. Jedenfalls ist das Leben nicht so kurz, daß man nicht immer noch Zeit zur Höflichkeit hätte; ja, daß man nicht ihrer beim Vorwärtstommen dringend bedürfte.

Von einem sehr hochgestellten Herrn sagte man, er könnte lebenswürdiger verweigern, als andere Leute können. Menschen von seinem Gefühl werden jedenfalls immer aufmerksam auf kleine Bedürfnisse anderer sein. Das ganze Handeln kleiner Gefälligkeiten pflegt sich meist leiser und sanfter um uns zu schlingen als die drückende, kesselnde Schaur einer groben Wohlthat. Die wahre gute Lebensart entspringt entweder aus dem Vorne eines lauterer Geistes oder aus der Fülle eines reinen Herzens, und weder Tansmeister lehren sie noch Bäderwärmer.

Können Eintracht und Freundschaft existieren ohne Gefälligkeit? Ist nicht Gefälligkeit die Seele des Umganges?

In seinem „Laienbrevier“ sagt L. Schefer:

Wer ungeschicklich ist, der ist kein Mensch! Der hat nicht klar gedacht, wodurch er lebt. Und froh ist — durch die Menschheit nur. Selbst durch die Toten, die vor ihm gelebt.

Gesellschaft und Mode

Die „kurze“ Mode. Kurze Röcke und kurzes Haar — das waren die beiden auffälligsten Neuheiten, die man an den mit den ersten Frühjahrsmodellen geschmückten Frauen erhalten beim ersten Frühjahrsrennen in Auteuil beobachten konnte. Nachdem in den letzten zwei Jahren die Röcke immer länger geworden waren und bereits bis über die Knie hinaufgingen, nachdem auch der einst so beliebte Hut mehr und mehr verschwand, wirkt diese Rückkehr zu dem eben noch verpönten Schönheitsideal um so überraschender. Es sah aus, als ob sämtliche Pariser Modenschulen ihre Blicke auf den Kennplatz entwandelt hätten. Schiedert ein Beobachter den Eindruck und tatsächlich bringt es die neue „kurze“ Frühjahrsmode mit sich, daß die Dame, die bereits wieder würdiger und reifer aussieht, sich in ein richtiges Schümmel verandelt. Die Röcke der eleganten Kostüme waren zum mindesten 12 Zoll vom Erdhoben entfernt, aber die meisten Modelle begnügten sich damit nicht, sondern hatten sehr viel kürzere Röcke, die kaum über die Knie gingen. Jacken und Mäntel waren natürlich auch in der Länge kürzer geschnitten. Was die Modedame an der Rocklänge auslöst, erzielt sie durch die Fülle der Felle, die sie an ihrem Oberkörper trägt. Merkwürdig aber war, daß die neuen Röcke nur sehr wenige farbige Akzente aufwiesen. Man sah nur gelegentlich ein lichtgrünes Jackett oder eine rote Locke unter den grauen und braunen Farbtönen, die das Feld beherrschten. Die Mode des kurzgeschnittenen Haars, die in diesem Winter fast im Allfau war, hatte sich wieder so allgemein Geltung verschafft, daß man kaum eine Dame sah, die nicht einen Tituskopf zeigte.

Hygiene u. Heilkunde

Wenn Ärzte irren. Das Verhältnis des Patienten zum Arzt hat sich im letzten Jahrzehnt im Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Zustände nicht unwesentlich verändert. Der alte „Hausarzt“, der der Freund und Berater der Familie war, verschwindet immer mehr. Im Kampf ums Dasein, in dem heute der Arzt steht, tritt das gesellschaftliche Moment notwendiger mehr hervor, und seine Hilfeleistung erscheint weniger als ein Freundesdienst, bei dem das Entgelt nicht das Entscheidende ist, sondern als eine Arbeit, die gegen einen bestimmten Lohn geleistet wird. Aus dieser Auffassung heraus haben sich nun in neuester Zeit die Fälle gemehrt, in denen Patienten Ärzte auf Schadenersatz verklagen, weil diese sich geirrt hätten. Das ist eine überaus schwierige Angelegenheit, bei der man auf der einen Seite die menschliche Unvollkommenheit, die nun einmal im Wirken des Arztes besonders tragisch zutage treten kann, dann aber auch die große Verantwortlichkeit berücksichtigen muß, die der Arzt auf sich nimmt, wenn er dem Menschen sein höchstes Gut, nämlich Gesundheit und Leben, retten soll. Ein englischer Arzt zieht aus den verschiedenen Gerichtsverhandlungen, die in England über diese Fragen stattgefunden haben, interessante allgemeine Schlüsse. Er glaubt, daß die viel schärfere Kritik, die heute auf die ärztliche Tätigkeit gelegt wird und nicht selten zu Prozessen führt, hauptsächlich von den größeren medizinischen Kenntnissen der Laienwelt herrührt. Während man früher die Arzneikunst mehr oder weniger als eine Art Geheimwissenschaft betrachtete, schreibt er, während man früher dem Arzt vielfach eine große Verehrung und unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte, hat sich in unseren aufgeregten Zeiten immer mehr die Anschauung verbreitet, daß auch der Arzt „mit Wollst“ ist. Man hält die Medizin nicht mehr für eine nur den Eingeweihten verständliche Kunst, sondern für eine Wissenschaft, deren Gesetze auch von den intelligenten Laien wohl erkannt und gewürdigt werden können. Die Kriegsjahre haben sehr viel dazu beigetragen, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Arztes zu erschüttern. Die Jünger des Askulap, die damals zu Hause blieben, waren nicht immer die besten und hatten außerdem sehr viel zu tun, so daß sie häufig nicht die notwendige Sorgfalt aufzuwenden konnten. Andererseits wurden viele Ärzte durch langjährigen Dienst an der Front und in Kriegshospitälern aus ihrer wissenschaftlichen Arbeit herausgerissen, konnten nicht die Fortschritte verfolgen und waren, als sie zu ihrer Privatpraxis zurückkehrten, nicht imstande, den erhöhten Anforderungen, die an die ärztliche Kunst gestellt wurden, zu genügen. Die Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses litt, andererseits hatten die jungen Ärzte beim Militär große Machtvollkommenheiten und glaubten, daß sie schon alles verstanden, während ihnen noch sehr viel fehlte. So sind zweifellos in den letzten Jahren viele Irrtümer vorgekommen, die zu zahlreichen Prozessen führten; aber mehr als diese Einzelfälle hat ihre Verallgemeinerung geschadet, die das früher so große Vertrauen zu den Ärzten in manchen Kreisen untergraben hat.

Welt und Wissen

Schnelle Anpassung. Merkwürdige Beobachtungen über die schnelle Anpassung der Einwanderer nach Neuseeland an den Körperbau der Eingeborenen werden von Claude Jewell in einem Londoner Blatt festgehalten. „Das noch verhältnismäßig so menschenleere Neuseeland“, schreibt er, „hat auf die Einwanderung der Weißen pro Kopf eine Steuer von 100 £ gelegt und verlangt auch die einfachen Grundlagen der Bildung, wie Lesen und Schreiben. Aber diese Maßnahmen zum Schutze der weißen Einwanderer haben noch nicht verhindert, daß ziemlich viele unternehmende Chinesen in das kleine Paradies eingedrungen und zu nützlichen Bürgern geworden sind. Die Kinder, die in Neuseeland von chinesischen Eltern geboren werden, zeigen nun einen erstaunlichen Unterschied der Konstitution von der der Eltern. Die jungen Neuseeländer kommen fast durchgehend von reinblütigen chinesischen Müttern, aber während die Eltern klein an Wuchs und leicht an Gewicht sind, sind die Kinder sehr viel größer und kräftiger und in ihrer Körperbeschaffenheit kaum zu unterscheiden von den Maoris, die sich jetzt von den Chinesen so sehr unterscheiden. Es ergibt also eine überraschende schnelle Anpassung, schon in der ersten Generation, an den Typ der Eingeborenen. Ähnliches läßt sich übrigens auch bei den in Neuseeland geborenen Weißen beobachten. Derjenige Typ des Europäers, der in Neuseeland geboren ist und sich als am widerstandsfähigsten erweist, ist der von Menichen, die viel kräftiger sind als ihre Eltern, besonders oft mit sehr dicken Beinen, wie man sie bei den Eingeborenen findet. Dieser in Neuseeland geborene Europäer paßt sich förmlich dem Körperbau an, er ist höher und gewichtiger, phlegmatischer und zeigt weniger Ausdauer als die Weißen in Europa. Der neueste Beweis für diese überaus rasche Anpassung sind die in Neuseeland geborenen Kinder von Hindu-Kulis, die jetzt heranwachsen. Während der Hindu sehr mager ist und schlanke Beine hat, findet man bei den in Neuseeland geborenen Hindus ein viel kräftigeres Körpergewicht und dickere Beine, so daß auch diese Rasse sich nach den Maoris hin entwickelt.“

Ein neuer Menschenfund in Spanien. Vorgeschichtliche Untersuchungen und Grabungen in einem Gebiet bei Cordova, das in prähistorischen Zeiten von einem See eingegeben war, haben zu sehr wichtigen neuen wichtigen Entdeckungen geführt, die in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Cordova bekanntgegeben wurden. Die Akademie erklärt, daß ein Schädel und einige Kieferknochen

die in dieser Gegend in einem vorzüglichen Zustand der Erhaltung gefunden wurden, einem Urmenchen angehörten, der der Rasse des Neandertalers zuzurechnen ist. Die neuen Funde gehören zu den ältesten Überresten, die bisher von den vorgeschichtlichen Menschen in Europa gefunden worden sind. Mit ihnen zusammen wurden verschiedene Steinwerkzeuge geborgen, die aus der älteren Steinzeit stammen. Man schätzt das Alter des Neandertalers, der ja bekanntlich keinen Namen nach dem berühmten Fund in der Nähe von Heidelberg erhalten hat, auf 50 000 Jahre.

Neue Bücher

* Alfons Baquet: „Die Prophezeiungen“. Roman. (Dreimästen-Verlag, München.) Alfons Baquet, der ruhlos die Welt durchkreuzt und seine Eindrücke zu impressionistischen Reisebildern von starker Anschaulichkeit umprägt, hat hier „Allerhand“ Erlebnis und Sehnen eines Menschen, den eine unruhige Zeit in ihre Wirbel zog, um ihn schließlich wieder wie ein Werkzeug, das nebenstehenden Dienst getan, an seinen beschiedenen Platz zurückzuführen zu einem Roman zusammengefaßt, der im Weltkrieg beginnt (ohne ein Kriegsbuch zu sein) und mit eigenartigen, durch die russische Revolution geschaffenen Zuständen seinen Höhepunkt findet. Neben dem eigentlichen Helden bildet, der einem schwebelichen Abstiegsgeschichte entgeht, und der Komtesse Ruse von Wenzelau bestimmt befindet, der russische Woiwode Granka Ummisch, die Miniaturausgabe eines Lenin, den Verlauf der Handlung, die beinahe über den ganzen Erdball führt und reich an abenteuerlichen Irrfahrten und Kämpfen ist. Gefangenschaft und Befreiung, Revolution und Weltuntergang, Kapital und Arbeit, Verleumdung und Erfüllung wirken apokalyptisch im toten Chaos jüngerer Vergangenheit durcheinander, im steten Wechsel zwischen Wirklichkeit und Symbol. Keine leichte, für den, der sich darin vertieft, aber sehr interessante Lektüre.

* Ernst Weiß: „Atta“. Drei Erzählungen. (Kurt Wolff, Verlag, München.) Während die an den Schluß gestellte Titelerzählung, das hohe Lied der Schöpfung, Geburt und Tod, zu einer neuen, mit starkem Impuls und phantastischer Prägung gesättigten Dichtung ausarbeitet, liegt der Schwerpunkt der beiden anderen Erzählungen auf sexualpsychologischem Gebiet. „Franta Kinn“ hat im Weltkrieg eine furchterliche Verwundung erlitten, die er seiner Frau zu verheimlichen bestrebt ist. (Zoller hat das gleiche Thema im „Hinfemann“, dessen Aufführung kürzlich in Dresden zu einem Theater-

Sandal führte, auf die Bühne gebracht), und über die er ein schlechter Mensch wird, dessen tragisches Ende und nach dem Leben seines Lebens kaum noch erschütter. Am stärksten aber ist zweifellos die Novelle „Die Verborgenen“, in welcher ein heißes, aber sehr aktuelles Problem mit schäpferischer Kühnheit zu einer Dichtung gestaltet wird, die unser Mitgefühl wahrhaftig.

* E. Scherich: „Lust durch den Urwald von Kamerun“ mit 18 Abbildungen und 2 Karten. (Gottf. Schöke Verlag, Berlin.) Der als Politiker bekannte Verfasser hat einen großen Ruf als Naturmann, dessen Kenntnisse und Erfahrungen schon vor dem Kriege geschätzt wurden. Als Reisender und Forscher hat Scherich, Dr. Georg Scherich durch einige Werke über Ostafrika und Asien die Kamerunreise auf sich gelenkt. In dem neuen Buche sind seine Eindrücke und Erfahrungen gelegentlich einer im Auftrag des Reichscolonialamtes im Jahre 1913 ausgeführten Reise in Südamerica, wobei er zur Erforschung des damals neu entdeckten Regenwaldes entsandt worden war, niedergelegt. Kommt auch in erster Linie der Fortschritt und Jäger in den einzelnen Schilderungen zu Worte, so sind doch solche Tropenwälder, die durch zum Teil von Weibern noch unbekannten Urwald, die Gefahren und Abenteuer einer Reise, die den Forscher durch das Schicksalsgeheimnis führt und mit furchterlichen Eingeborenen in Berührung brachte, so interessant, daß jeder Freund echter Reisebilder sich darüber freuen wird. Um so mehr, als der Verfasser sehr anschaulich zu erzählen weiß und seine persönlichen Eindrücke und Jagdabenteuer mit africanischem Großmut bei beständiger Unterordnung unter den eigentlichen Zweck seiner Reisen sehr plastisch zur Geltung zu bringen weiß.

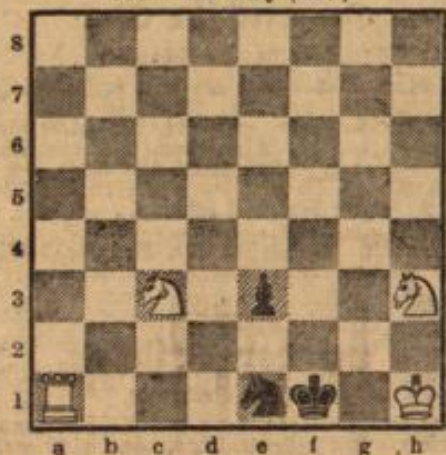
* Hans Reimann: „Sächsische Miniaturen“ mit 14 Zeichnungen von George Grosz. (Dr. Seemann, Leipzig.) In größter Verachtung läßt Hans Reimann die allseitigen Typen einer Landschaft in den „Sächsischen Miniaturen“ Revue passieren. Seine Dialekt-Gebildungen, denen nichts heiliger, gehören zum Repertoire der Porträtmaler. Wer hätte nicht schon gelacht über die von ihm geschilderten „Sächsischen Geschichten“ oder die „Entscheidung der Stadt Leipzig“. Doch er oder in seinem letzten Bändchen „Dr. Seemann“ den vorläufigen König August von Sachsen in, wenn nicht verblühten, so doch ganz gut erfundenen Anecdotes nachträglich populär zu machen versucht, hat ihm bei Andeutung einer Hofkritik das Verbot des öffentlichen Vortrags dieser Anecdotes erteilt werden lassen. Aber Hans Reimann ist ein so hartgesottener Säuber, daß er auch dies nicht tragisch nimmt, sondern nur beklagt, daß sein früherer König in Vertennung der wahren Absichten seinen Joun auf ihn geworfen hat, anstatt, wie er erwartet, der Dichter zu einem unangefochtenen Großfürsten einzuladen.

Spiele und Rätsel

Schach.

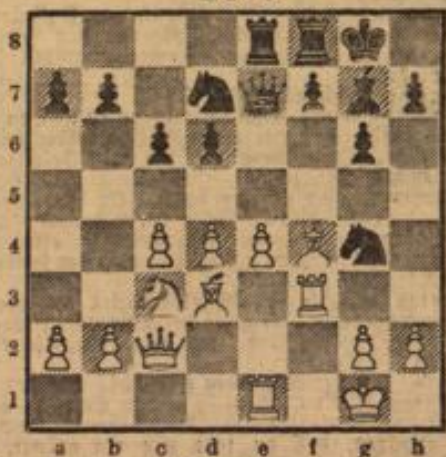
Bearbeitet von R. Wodenweiller.

483. W. Pauly (1923).



Weiß: Kh1, Ta1, Sc3, h3; Schwarz: Kf1, Se1, Be3.
Matt in 3 Zügen.

484. Partiestellung
Euwe



Price.

Siehe Partie Nr. 223.

Stellungsbild nach dem 14. Zuge von Schwarz.

483. Wenn man erst weiß, welche Rolle der Turm zu spielen hat, dann ist die Lösung leicht.

Mitteilungen über Schachliteratur.

Der rührige bestbekannte Schachverlag Hans Hedewig's Nachf. Curt Ronniger, Leipzig, versendet soeben zum 25. mal seinen Schachkatalog, den besten Führer durch das gesamte Schachgebiet. Nicht weniger als 25 Neuerscheinungen werden besprochen, alle Schachzeitungen aufgeführt, ein reichhaltiges Antiquariat mit vielen Seltenheiten angeboten. Zum Schluß Schachutensilien jeder Art. Preise überall in G.-Mk. Zusendung der Mitteilungen kostenlos.

Der Weg des Schachspiels. III.

Ein Zeitgenosse Philidor's war der Syrier Stamma, der seine Berühmtheit einer Sammlung von 100 künstlichen Endspielen verdankt. (Paris 1737.) Er regte die seit den Mansuben der Araber ganz niederliegende Aufgabedichtung wieder an, als deren geistiger Vater er also gelten darf. Die italienische Schule bringt noch eine Anzahl hervorragender Spieler, tüchtiger Theoretiker hervor (Lolli, Rio, Ponziani), doch bleibt der Einfluß der französischen Schule überwiegend. In Mahé de Labourdonnais (* 1795) entsteht den Franzosen ein zweiter Weltchachmeister, dessen glanzvolles, kühnes Angriffsspiel ihn zum stärksten Schachspieler seiner Zeit stempelt. Ein starker Rivale ist ihm sein Landmann, der einarmige General Deschappelles, auch

St. Amant und le Riviere müssen aus der Blütezeit des Schachs in Frankreich genannt werden. Unterdessen reifte in aller Stille in England ein Schachtalent heran, aus dem bald ein Weltchachmeister von fast diktatorischem Ansehen wurde. Howard Staunton besiegte 1843 in Paris mit 12:7 St. Amant, auch nacheinander alle seine englischen Schachgegner, darunter Kapitän Evans (bekannt durch sein Gambit). Staunton (auch Shakespeareforscher) war ferner hervorragend schachliterarisch tätig. Er gründete eine Schachzeitung, wohl die erste, und brachte die Schachspalte der „Jll. Lond. News“ zur Weltbedeutung. Ihm verdankt die Schachwelt auch die Staunton-Figuren, die neben ihrer edlen einfachen Form durch Bleifüllung und Filzunterlagen das praktischste unübertreffliche Spielmaterial für das Schach darstellen. Und dieses Geschenk sollte die Schachwelt mehr schätzen, als irgend eine theoretische Neuheit, die doch keinen Bestand gehabt hätte. Durch Staunton wurde England die Vormacht des Schachs.

Partie Nr. 223. — Indisch.

Weihnachts-Turnier 1923 zu Hastings.

Weiß: Price; Schwarz: Euwe.

Anmerkungen von Reti (gekürzt).

1. d4, Sf6; 2. e4, g6; 3. Sc3, Lg7; 4. e4, d6 (Die moderne Behandlung der indischen Partie stößt die Bauern nicht zu frühzeitig vor, um sie nicht festzulegen. Würde Schwarz z. B. auf 1. d4 mit d5 antworten, so wäre der Bauer d5 festgelegt und würde dem Weißen einen Angriffspunkt zur Linieneröffnung bieten (e4!) und die weiße Angriffsführung erleichtern. Bei der gewählten Aufstellung dagegen hat Schwarz noch die Wahl zwischen e5 und e6, um im Zentrum Fuß zu fassen. Gewöhnlich ist nach e4, Sc3 auf der andern Seite e5 vorzuziehen, nach c3, Sb2 aber e5.) 5. f4? 0-0; 6. Sf3, Lg4? (e5 war jetzt die richtige Idee); 7. Le2, Sd7? 8. 0-0, e5; 9. Le3? (x e5 n. 10. d5!) x f4! (Nun erhält Schwarz etwas Angriff auf d4 u. e4.) 10. Lxf4, De7; 11. Dc2, Tac8; 12. Ld3, c6; 13. Tael, Lxf3? 14. Txf3? (gxf3!), Sg4!! (Ein Keulenschlag, nach dem die weiße Partie überraschend schnell zusammenbricht. [Siehe Stellungsbild] Der holländische Meister hat im allgemeinen einen sehr guten Blick dafür, in überlegener Stellung die Entscheidung auf energischste Art herbeizuführen.) 15. Se2, f5! (Weiß kann nun Nachteil nicht verhindern. Auf 16. ex f folgt Lx d4+.) 16. Lg3, fxe4; 17. Txf5+, Sxf5; 18. Sc1, Lxd4+; 19. Kh1, Se3; 20. Dd2, ex d3 und Weiß gab auf.

Lösungen.

479. 1. Le6, c5; 2. c4! bxc e. p.; 3. Ta4#. — 480. 1. Tf4. — Lösungliste: Die Herren W. W., Geisenheim (471 bis 476), F. S., M. N. (479, 480).

Berichtigung. Unter Nr. 481 muß stehen: Matt in 3 Zügen.

Rätsel.

Besuchskartenrätsel.

Karl Spesengel
Wien

Was ist der Herr?

Silbenstreichrätsel.

Bohle, Neger, München, Theben, keinerlei, Erfurt, folgsam. In jedem der vorstehenden Wörter ist je eine Silbe zu streichen, welche zusammen ein Sprichwort ergeben.

Scherzrätsel.

Man nehme 3 Viertel von einer Elle, füge einen eingebildeten eiteln Menschen hinzu, so erhält man einen Dickhäuter.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 40:

Bilderrätsel: Mit geballter Faust fängt man keine Fliegen. — Arithmetisches Rätsel: 1813.

Richtige Lösungen sandten ein: Elso u. Ernst Borg, Fr. Creß, Hans, Hedwig u. Oskar Ekopf, Hans, Hedwig u. Elisabeth Hewig, Emil Löw Jr., Edgar Schleyer, Hermann Schneider, Walter Wirbelhaus, sämtlich in Wiesbaden; Emma Seegen in Sonnenberg.